

DIE FACKEL

Nr. 38

WIEN, MITTE APRIL 1900

II. JAHR

GOLUCHOWSKI UND MILAN

Von einem *Freunde Österreichs am serbischen Hofe* erhalte ich den folgenden Brief ¹:

Belgrad, Anfang April.

Werter Herr,

Ihre Sendung ist glücklich angekommen, trotz den Argusaugen unserer Zensur, und die Lektüre Ihrer schönen und mutigen Artikel über die serbischen Angelegenheiten war sowohl für mich als auch für all die Freunde, denen ich diese wertvolle 'Fackel'—Kollektion anvertrauen konnte, eine Genugtuung, ein wahrhafter Genuß.

Ich persönlich war von jeher Austrophile und einer der überzeugtesten Mitarbeiter des verstorbenen Pirottschanatz, des Gründers der serbischen Fortschrittspartei. Nach der Ernüchterung und den Enttäuschungen des Berliner Vertrages, nach der Inauguration der neuen Orientpolitik der österreichisch—ungarischen Monarchie, die jetzt mit offenem Visier als Rußlands Rivale in den Balkanstaaten auftrat, hatte sich jene neue politische Partei, die in ihren Reihen die besten Geister Serbiens vereinigte, entschlossen, mit allen Traditionen der Nationalpolitik zu brechen und das intime Einvernehmen, die vollkommene Solidarität der Ansichten und der Interessen Serbiens mit der Habsburger—Monarchie in ihr Programm aufzunehmen. Die Idee Pirottschanatz', für die er seine politischen Freunde zu gewinnen wußte, war, daß es nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags, hinter denen immer das Gespenst von San Stefano auftauchte, ein Anachronismus sein würde, an eine Herstellung der nationalen Einheit gegen den Willen Österreich—Ungarns oder auch nur trotz ihm zu denken, und daß wir in Zukunft vielmehr unsere ganze Hoffnung auf die Habsburger—Monarchie setzen und begreifen müßten, daß unsre nationalen Träume in dieser oder jener Form nur unter ihrer Ägide ihre mehr oder minder vollkommene Verwirklichung finden könnten.

Es dürfte Sie vielleicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich — trotz alldem, was sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre abgespielt hat und selbst trotz dem letzten Fehler, der, ungeheuerlicher und unsinniger als alle anderen der österreichischen Orientpolitik, uns zu dem jüngsten Bubenstück des Königs Milan mit all seinen unseligen und verderblichen Konsequenzen verholfen hat — nicht ganz daran verzweifle, daß die Zukunft Pirottschanatz

1 Original des Briefes französisch. [KK]

Recht geben wird. Und was diese Hoffnung in mir wieder aufleben läßt, das sind die Gerüchte, die bis ins Wartezimmer des Hofes zu Belgrad dringen: daß die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und daß dieser Minister, dessen Unfähigkeit, die Geschicke der Monarchie in so bewegten Zeiten zu leiten, notorisch ist, binnen kurzem von der ungeheuren Last seiner Vergehen erdrückt werden wird. Gebe es Gott, sowohl im Interesse Österreichs als zum Heile unseres unglücklichen Landes, daß diese Gerüchte sich so bald als möglich bestätigen; denn es darf keine Zeit mehr verloren, es dürfen keine neuen Fehler begangen werden.

Sie werden gewiß mit mir der Meinung sein, daß die Versicherungen des edlen Hausherrn vom Ballplatz vor den Delegationen weder eine Widerlegung noch auch nur eine ernsthafte Erörterung verdienen. Alle Welt weiß, daß dieses barbarische Regime, das an Schrecken und Korruption all das übertrifft, was man im Königreich Neapel am Vorabend der Revolution des Jahres 1848 und nach derselben gesehen hat, und das eine Schande für die europäische Zivilisation und ein Attentat auf das öffentliche Gewissen und die Sittlichkeit ist, in einem Lande wie Serbien ohne Zustimmung — um nicht zu sagen: ohne Ermutigung — von seiten Österreich—Ungarns nicht möglich gewesen wäre. Ich will nicht ungerrecht sein und behaupten, daß Graf Goluchowski oder seine Agenten in Belgrad bis zur Billigung der Handlungen und Taten des Ex—Königs Serbiens und der serbischen Regierung gegangen, daß sie insbesondere Aufhetzer oder tätige Teilnehmer an dieser abscheulichen Gerichts—Komödie gewesen seien, die anlässlich des Attentates auf König Milan in Szene gesetzt wurde. Aber wahr ist es, daß die Geschichte Österreich—Ungarn ein gut Teil der Verantwortung dafür auferlegen wird, weil es in seiner serbischen und überhaupt seiner Orientpolitik mit König Milan gemeinsame Sache gemacht hat; denn nur Österreich—Ungarn und seiner moralischen Unterstützung ist es zu verdanken, daß dieses verbrecherische Individuum noch in Serbien ist und bleibt!

Sie fragen mich, werter Herr, nicht nach meiner Meinung über König Milan, da Sie wohl wissen, daß nicht bloß alle guten Serben, sondern alle rechtschaffenen Menschen der ganzen Welt nur eine Meinung, nur ein Gefühl des Abscheus und des Ekels für diese traurige Majestät haben können, die die Pathologie mit Recht dem Strafgesetz streitig machen dürfte. Gleichwohl werden Sie von mir Details wissen wollen über Milans Vergangenheit, seine Lebensweise und sein gegenwärtiges Verhältnis zu seiner Umgebung, seine Ideen, seine politischen Absichten — wenn es solche gibt — und überhaupt die Ziele, die er verfolgt oder zu verfolgen vorschützt, seit er seine skandalöse Geheimregierung eingerichtet und mit dem Rücken seines Sohnes gedeckt hat. Sie fragen mich nach meiner Meinung über König Alexander und bitten mich um Aufschluß über die Beziehungen, die zwischen ihm und König Milan bestehen, und über die Gefühle, die Vater und Sohn einander entgegenbringen.

Zu meinem größten Bedauern kann ich Ihre Neugierde nur sehr unvollständig befriedigen. Auch würde ein noch so langer Brief nicht genügen, es würde vielmehr einen dicken Band füllen, wollte man aus der Vergangenheit unseres Ex—Herrschers alle Handlungen

gen aufzählen, die den Herrscherpflichten oder auch nur jenen Pflichten widersprechen, die die elementarsten Forderungen der Moral jedem anständigen Menschen auferlegen. Ich wüßte Ihnen nicht zu sagen, ob all die Schändlichkeiten, all die Niederträchtigkeiten, Erbärmlichkeiten und Schreckenstaten, welche die verschiedenen Publikationen dem König Milan zur Last gelegt haben, buchstäblich wahr sind; diese Publikationen bilden eine ganze Literatur, ebenso erbaulich für die serbischen Patrioten wie für die Bekenner des Prinzips der Monarchie von Gottes Gnaden. Sicher aber würde ich es wagen, die Behauptung auf mein Gewissen zu nehmen, daß jede dieser Publikationen nichts enthält und nichts enthalten kann, dessen er nicht fähig gewesen wäre und wovon ihn irgendein Bedenken hätte abhalten können. Denn es gibt keinen Bereich der Niederträchtigkeit oder des Verbrechens, in dem dieser Mensch sich nicht versucht hätte, jederzeit mit vollendeter Schamlosigkeit und Meisterschaft. Er hat gestohlen, er hat falsch gespielt, er hat Mörder gedungen, er hat Frauen vergiftet, die wehrlos im Staatsgefängnis gefangen gehalten wurden, er hat falsche Zeugenaussagen erkaufte, er hat die Rechte des Fürsten und des Mitgliedes des königlichen Hauses, sowie seine Vaterrechte verschachert, er hat die Interessen seines Vaterlandes verlizitiert, er hat die religiösen Gefühle seiner Frau, die er verstoßen hatte, ausgeschrotet, indem er ihr mit dem Selbstmord drohte und von ihr auf diese Art Geld erpresste. — Wenn einmal seine vollständige und eingehende Biographie geschrieben sein wird, wird sie sicher eines der vollendetsten Muster moralischer Verkommenheit liefern, und die Welt wird sich erstaunt fragen, wie es möglich gewesen sei, daß ein solches Ungeheuer am Ausgange des XIX. Jahrhunderts in einem Staate Mittel—Europas auf dem Throne geduldet wurde.

Vom Standpunkte der Moral ist König Milan heute genau derselbe, der er war, als unser großes nationales Unglück, die Ermordung des Fürsten Michael, ihn auf den Thron Serbiens berief. Er hat sich sicher in keiner Hinsicht gebessert, aber andererseits könnte man auch nicht sagen, daß die Ausübung der Macht auf ihn einen verderblichen Einfluß ausgeübt hätte; weil eben an ihm nichts mehr zu verderben war, weil man sich in moralischer Hinsicht unmöglich etwas Niedrigeres vorstellen kann. Die Vorwürfe, die man in dieser Hinsicht unseren verschiedenen politischen Parteien, Staatsmännern oder Politikern, so besonders dem verstorbenen Johann Ristitsch, zu machen pflegt, entbehren jeder Grundlage. Im Gegenteil, König Milans korruptiver Einfluß wirkte ständig auf sämtliche politische Fraktionen und im einzelnen auf jene Männer, die sich in verschiedenen Epochen seiner besonderen Freundschaft erfreuten. Und das ist die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Erklärung für den vollständigen Untergang der serbischen Fortschrittspartei, die doch an ihrer Spitze Männer wie Pirotschanatz, Garaschanin und Novakovitsch hatte, während die radikale Partei, die, ganz von Paschtsch geleitet, sich schließlich den Haß und die Verfolgungen König Milans zuzog, in ihren Reihen sowohl die breiten Massen unserer ackerbautreibenden Bevölkerung als alles vereinigt, was in der jungen Generation unseres Landes an moralischer und geistiger Kraft vorhanden ist, und

so die bevollmächtigte Repräsentantin des serbischen Volkes geworden ist.

Zwei Ursachen haben jedoch dazu beigetragen, daß das Treiben König Milans in letzter Zeit noch gefährlicher und noch verhaßter wurde, daß seine Verbrechen noch größere Dimensionen annahmen als bisher. Das ist einerseits die Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten infolge übermäßigen Alkoholgenusses und kraft der zerrüttenden Wirkung gewisser inveterierter Krankheiten, deren Geheimnis Prof. Neumann in Wien besser kennt denn irgend jemand. Andererseits ist es aber die Furcht, die sich seiner bemächtigt hat, ist es jene eigentümliche Gemütsverfassung aller großen Verbrecher, wie sie so vortrefflich und ergreifend in den unsterblichen Blättern Dostojewskis geschildert ist, die sie um den Verstand bringt, sie verwirrt, sie überall Feinde und Rächer sehen läßt, die ihnen Argwohn und Mißtrauen gegen die ganze Welt einflößt, bis sie endlich sterben, ohne jedoch die heilsame Tortur der Gewissensbisse durchgemacht zu haben, bis sie zugrunde gehen, bis sie erdrückt werden von der Last ihrer verfluchten Taten.

König Milan ist bereits so weit, daß er ohne Unterschied nach rechts und nach links schlägt, weil er nichts mehr sieht als Verschwörungen, angezettelt aus Rache oder aus Verrat. Er weiß, daß er zahlreiche Ungerechtigkeiten und Gewalttaten verübt hat; und er hat Angst vor all jenen — und die sind sehr zahlreich —, die durch ihn gelitten haben. Er gibt sich Rechenschaft darüber, daß seine Politik verderblich ist für das Land, das sie ruiniert und entehrt, und er fürchtet alle jene, die er patriotischer Gefühlsregungen für fähig hält. In der Zügellosigkeit seiner verbrecherischen Leidenschaften passiert es ihm bereits, daß er auf Bedenken stößt, oder auf die Weigerung, teilzunehmen, seitens jener Menschen, von denen er blinden Gehorsam gewohnt war; und so ist er mißtrauisch gegen seine Diener geworden, die bisher die gefügigsten Vollzieher seiner Wünsche waren. Seine Diener und seine Komplizen schauen einander schreckensbleich an; jetzt sind sie an der Reihe, den Zorn ihres Herrn zu fürchten.

Und heute zittert alles im Palais zu Belgrad, von König Alexander angefangen, vor König Milan. Man weiß, daß er zu allem fähig und vollkommen gewissenlos ist. Man hat auch begriffen, daß nichts vor ihm schützt, nichts mehr genügende Sicherheit gewährt, solange Milan die Mittel in Händen hat, um zu schaden, nicht der blindeste Gehorsam, nicht das eifrigste Bemühen, seine Wünsche zu erraten und seinen Anordnungen zuvorzukommen. In seinen Anfällen, die immer häufiger und immer heftiger werden, macht er gar keinen Unterschied mehr, er kann Freund und Feind nicht mehr unterscheiden. Wenn er das noch einige Zeit fortsetzt — es ist wohl unmöglich —, so wird man sich nicht wundern dürfen, von einer Palastrevolution zu vernehmen, einer Wiederholung der Nacht des 1. April, die Serbien von diesem Ungeheuer befreien wird, das alle Neronen und alle Caligulas der Weltgeschichte in den Schatten stellt.

Was könnte ich Ihnen jetzt vom König Alexander sagen? Er ist noch so jung, und man hat schon soviel von ihm gesprochen; man hat über ihn, dank den außerordentlichen Verhältnissen seiner so kurzen und doch so ereignisreichen Regierung, in der tollsten

Weise geurteilt. Seinerzeit, am Morgen nach der Nacht des 1. April, als er, noch ein Kind, so tapfer die Verteidigung der Rechte seines Volkes gegen jene Regenten in die Hand nahm, die seine königlichen Vorrechte ausübten und mißbrauchten, hat man ihn als Musterkönig, ja als Genie ausgerufen. Später sprach man ihm die alltäglichsten Fähigkeiten ab und gab ihn als Kretin und als Ungeheuer aus, bar jedes moralischen Gefühles. Nun, das eine wie das andere Mal war man im Irrtum. König Alexander ist nichts anderes als ein junger Mensch von richtigem Mittelwuchs, der keineswegs über den Durchschnitt hervorrägt. Um jedoch vollkommen genau zu sein, muß man sagen, daß er hinsichtlich seiner intellektuellen Fähigkeiten merklich über dem Durchschnitt, aber ebenso hinsichtlich seiner Energie, seiner Willenskraft darunter steht. Dieser Mangel erklärt seine Vorliebe für Geheimniskrämereien, sowie seine verblüffende Gabe, sich zu verstellen und sich zu verschließen, nichts von seinen Plänen merken zu lassen, fast bis zum Augenblick ihrer Ausführung. Er braucht *faits accomplis*, um sich hinter ihnen zu verschanzen, und um sie den Reklamationen derer entgegenzuhalten, denen er nicht offen zu trotzen wagt. Würde König Alexander von seinem Vater und dessen unheilvollem Einfluß befreit werden, er wäre ein guter konstitutioneller König. Ich glaube behaupten zu können, daß, der odiosen Rolle zum Trotz, die ihn sein Vater in der letzten Zeit, insbesondere gelegentlich des unerhörten Hochverratsprozesses spielen ließ, Alexander an und für sich nicht schlecht ist, und daß er aus eigenem Antriebe nie daran gedacht hätte, eine Gemeinheit zu begehen. Das Sittlichkeitsgefühl ist bei ihm noch nicht genügend entwickelt, um in ihm das Gefühl des Ekels wachzurufen und um ihn mit Entrüstung alle Zumutungen zurückweisen zu lassen, die der Ehrenhaftigkeit widersprechen und die das Gewissen eines Rechtshaffenen beleidigen; aber seine Tendenzen, seine natürlichen Neigungen ziehen ihn auch nicht zum Bösen und würden ihn nie veranlassen, niedrige Handlungen zu begehen, um ein persönliches Gelüsten zu befriedigen.

Für die Opfer König Milans, die im letzten Prozeß verurteilt wurden, zeigt König Alexander wie ich auf Grund persönlicher Beobachtung versichern zu können glaube — seit Neuestem einiges Interesse und Mitleid. Er weiß, daß alle diese Leute unschuldig sind, und er mußte es auch wissen im Moment, da sie verurteilt wurden. Er hatte damals die Schwäche, dem Drängen seines Vaters nachzugeben und diesen Justizmord geschehen zu lassen, der immer ein dunkler Punkt in seiner Regierung bleiben wird; aber er selbst hat vom ersten Augenblick an daran gedacht, eine günstige Gelegenheit wahrzunehmen, wenn der Zorn seines Vaters verrauchet wäre, um dessen Spuren, so weit es möglich sein wird, durch eine umfassende Amnestie zu tilgen.

Aber König Milans Zorn verrauchet nicht, und, was noch ärger ist, er fürchtet seine Opfer, vornehmlich einige unter ihnen, und widersetzt sich darum ihrer Freilassung. Sein Wunsch, sein unveränderlicher Wille ist nicht mehr und nicht weniger, als sie *im Kerker sterben zu lassen*, und um dies möglichst schnell zu erreichen, läßt er sie jeden Tag *neue Torturen an Leib und Seele erdulden*.

Für Milan handelt es sich jetzt darum, ob König Alexander verstehen wird, ihm die Spitze zu bieten, oder ob er ihm schließlich doch, wie er es gewöhnlich tat, nachgeben und ihn handeln lassen wird. Er hat allen Grund, zu fürchten, daß dies das letzte Mal gewesen sei. Denn diesmal hat der Vater alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um seinen Sohn hilflos zu machen und ihn zu isolieren. Und ich sehe nicht, von welcher Seite diesem Hilfe kommen könnte, um ihn zu einer wohltätigen Initiative zu veranlassen, bevor es zu spät wird, wofern nicht Österreich—Ungarn in zwölfter Stunde — es ist spät, aber es ist noch Zeit — einsieht, daß seine Politik der Solidarität mit Milan verbrecherisch und sinnlos war, *wofern es nicht daran geht, gutzumachen, was noch gutzumachen ist. Ein freimütiges Wort Österreich—Ungarns, in entschiedenem Tone gesagt würde genügen, dem Willen König Alexanders die nötige Richtung zu geben; denn es würde ihm klarmachen, daß die ganze zivilisierte Welt die serbischen Vorgänge der letzten Zeit und die der Gegenwart mißbilligt.* Aber wird Österreich—Ungarn dieses Wort sprechen?

Ich wünsche es sehr, glauben Sie mir, werter Herr, nicht nur, damit dieses unerträgliche Regime, das Serbien zugrunde richtet und das die serbische Nation degeneriert, ein Ende nehme, sondern damit auch das Ansehen Österreich—Ungarns in den Balkanstaaten wenigstens zum Teil wieder hergestellt werde. *Andernfalls, wenn man die unglücklichen Opfer der Schurkerei und der Ruchlosigkeit König Milans im Kerker verschmachten läßt, wird sich in Serbien und in allen serbischen Völkerschaften außerhalb der Grenzen des Königreichs eine Märtyrerlegende an ihre Namen knüpfen, die ebenso schwer auf dem Geschicke der Obrenovitsch wie auf der Orientpolitik der Habsburger—Monarchie lasten wird* — schwerer und gefahrvoller, als es die ganze Tätigkeit dieser Männer und unserer politischen Parteien hätte tun können, und wäre sie die böartigste und unversöhnlichste gewesen!



WELTAUSSTELLUNG

Die Osterfeiertage wurden den Wienern durch die Lektüre der Pariser Berichte über die Eröffnung der Weltausstellung vergällt. Schon der Anblick des 116 Seiten starken 'Neuen Wiener Tagblatt' wirkte verstimmend und aufreizend. Man gedachte der Unsummen schmutzigen Geldes, die dem Unge-
tüm in den Rachen gestopft werden mußten, bevor sein Mastbauch zu solch polizeiwidrigem Umfang anschwell. Für die Literatur war diesmal kein Platz. Sie mußte mit der oberen Hälfte einer Inseratenseite vorlieb nehmen, und man genoß den Anblick, oben »Ich, Hermann Bahr!« und darunter »Ich, Anna Csillag!«
annonciert zu sehen. Das Vorwort zum kleinen Anzeiger gehörte diesmal Herrn Wilhelm Singer, und keinem andern außer ihm. Wien empfing die Kunde von einem Ereignis. Herr Wilhelm Singer ist persönlich in Paris gewesen und — was noch mehr ist — der Präsident der Republik, Herr Emil Lou-

bet, hat ihn im Elysée empfangen. Nun könnte man ja einwenden, daß Herr Loubet auch schon andere Korruptionsjournalisten in seinem bewegten Leben empfangen hat, und daß der Empfang des Herrn Singer darum nichts so Auffallendes sei, daß er der aufhorchenden Welt in spaltenlangen Telegrammen gemeldet werden müßte. Aber vielleicht hat Loubet Herrn Singer die wichtigsten Aufschlüsse über den momentanen Gesundheitszustand Alfred Dreyfus' erteilt, vielleicht hat er ihn ermuntert, im Kampfe um Gerechtigkeit, Pauschalien und die anderen Güter der Menschheit nicht zu erlahmen? Nichts von alledem. Herr Loubet hat mit Singer über alle möglichen Dinge gesprochen, aber Singer muß es sich versagen, diese Ausführungen der Öffentlichkeit zu übergeben. »Der freundschaftliche Charakter, den der Präsident der Republik dem Empfange zu verleihen die Güte hatte«, legt Herrn Singer Discretion auf. So muß ich mich denn, *wie schwer dies einem Journalisten auch fallen mag, aus Gründen des Taktes* auf die Verzeichnung des Empfanges selbst beschränken.« Was die aufhorchende Welt also am Ostersonntag von der ersten Seite des 'Neuen Wiener Tagblatt' erfuhr, ist, daß Herr Singer, so schwer ihm dies auch fällt, einmal taktvoll war. Dies das bedeutungsvolle Ergebnis der Entrevue Singer—Loubet. Der Chefredakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt', der sich nicht immer gerade aus Gründen des Taktes Schweigen auferlegt hat, ist aber nicht nur von Herrn Loubet empfangen worden. Auch der Präsident des französischen Parlaments, Deschanel, empfing ihn, und die Ausführungen dieses Herrn darf er sogar »der Öffentlichkeit übergeben«. Herr Singer freilich revanchierte sich dermaßen durch Speichelleckerei, daß die Öffentlichkeit nahe daran ist, sich selbst zu übergeben. Bemerkenswert an den Äußerungen des Kammerpräsidenten ist die Versicherung, daß »*Frankreich sich von seiner Presse unterscheide*«. O, hätte ihm jemand beim Eintritt des Herrn Singer zurufen können, daß sich auch Österreich von seiner Presse unterscheidet!

*

Für die 'Neue Freie Presse' hat Frischauer die Berichterstattung im »größten Stil« übernommen. Daß es auch der beste ist, beweisen Sätze wie: »Die Instrumente der tausend Musiker durchdringen den weiten Raum« oder »Tausende eifrige *Hände* wirken mit, durch die Nacharbeit das Ausstellungswerk zu fördern. *Schweigsam* verrichten sie ihr Werk.« Es berührt eigentümlich, wenn ein Frischauer zugeben muß, daß es auch Hände gibt, die nicht zum Reden dienen ... Für den größten Stil der Berichterstattung ist aber die folgende Stelle des Telegramms vom 14. April bezeichnend: » ... Noch während des Gesanges erschien plötzlich ein livrierter Bedienter mit breiter Goldtresse auf dem Hute in der Loge des Präsidenten. Er brachte Herrn Loubet den Überzieher und half ihm hinein. Noch eine zeitlang dauerte der Chor. Da setzte sich Herr Loubet mit seinem Überzieher nieder ... «

— — Wäre der Zeitungsstempel nicht aufgehoben worden, so hätten wir von all diesen Details nichts erfahren. Jetzt scheut die Generosität der Herausgeber keine Kosten. Sie hat uns auch die interessante Meldung: »Sektionschef Horowitz trägt die Beamtenuniform« ins Haus gebracht. Vor 1. Jänner ging man ahnungslos und achtlos an den Ereignissen vorüber ...

*

Der große Stil erstreckt sich natürlich auch auf die eingehendste Beachtung der ausstellenden *Firmen*. Die Wiener Blätter sind in Paris würdig repräsentiert. Ein Heer geschulter Erpresser ist in die Ausstellung entsendet worden, und der Berichterstatter empfängt seine Inspirationen wieder einmal aus der Hand des Inseratenagenten, der von Zelt zu Zelt schleicht und für jedes anerkennende Wort, das der Präsident der französischen Republik sprach, sei-

nen Tarif bereithält. So haben es diese Subjekte auch bei den Wiener Ausstellungen getrieben. Sie drängten sich bis in die Nähe des Kaisers und handelten mit jedem einzelnen Aussteller den Preis der willkürlich redigierten kaiserlichen Ansprache aus ... Wer aber wollte von der Reportage Reinheit verlangen, wenn der staatliche Katalog einer Ausstellung nicht unbestechlich ist? Die Mysterien des österreichischen »Generalkommissariats« in Paris harren noch der Enthüllung. Daß es Mysterien gibt, dafür bürgt der Name W. Exner. Charakteristisch ist allein die Tatsache, die eine der ersten Wiener Firmen veranlaßte, ihre bereits unterwegs befindlichen Ausstellungsobjekte nach Wien zurückzudirigieren. Herr J. Weidman hat an das Generalkommissariat ein Schreiben gerichtet, in dem er den auffallenden Schritt damit begründet, daß in dem *offiziellen* Katalog auf Seite 140 des Heftes 8 eine einzelne Firma der Ledergalanteriewaren—Industrie in kritischer Art hervorgehoben und über alle anderen Vertreter der Branche gestellt wird. (Ich erbat von Herrn Weidman eine Abschrift seines Briefes, der in der 'Neuen Freien Presse' begreiflicher Weise verstümmelt und gemildert wiedergegeben war.) »Diese, dem Wesen eines offiziellen Kataloges kaum entsprechende Parteinahme, die übrigens auch noch an anderer Stelle deutlich zum Ausdrucke kommt, zwingt mich, auf die Teilnahme an einer Ausstellung zu verzichten, bei der dem Urteile der Welt *von solcher Stelle aus* zu Gunsten Einzelner vorgegriffen wird.« Herr Sektionschef Exner wird gut tun, ehestens die dunkle Sache aufzuklären und womöglich den Glauben zu zerstören, daß seine guten Beziehungen zur Wiener Journalistik ihn zur Annahme ihrer schlechten Gewohnheiten verführt haben. Vielleicht wird bei dieser Gelegenheit auch über die große Summe — mehr als eine Million, wie man behauptet — gesprochen, die vom Staate für Ausstellungszwecke zur Verfügung gestellt wurde. Es ist eine Tatsache, daß dieses Geld zum Baue eines für Herrn Exner und seinen Stab bestimmten Hauses, für die ewigen Reisen, Reklamen usw. verwendet und daß die österreichischen Aussteller gezwungen wurden, die allgemeine Ausstattung der Räume, die von der französischen Regierung gratis beigelegt wurden, aus ihrer Tasche zu zahlen.

* * *

KÖNIGTUM SONNDORFER

Herr Dr. Rudolf Sonndorfer, k. k. Regierungsrath, a. o. Professor an der k. und k. Consular-Akademie, Mitglied der k. k. Prüfungs-Commission für das Lehramt an höheren Handelsschulen (Handels-Akademien), ordentl. Mitglied des Versicherungsbeirathes im Ministerium des Innern und der k. k. Prüfungs-Commission für die Autorisierung von Versicherungs-Technikern, corresp. Mitglied der n. ö. Handels- und Gewerbekammer, Ritter des kais. österr. Ordens der eisernen Krone III. Cl., Besitzer der kais. österr. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst und der französischen »Décoration du mérite agricole«, Ritter des königl. sächsischen Albrecht-Ordens I. Cl., des königl. schwedischen Nordstern-Ordens und des königl. italienischen Kronen-Ordens, Officier des kais. brasilianischen Rosen-Ordens und des königl. rumänischen Ordens »Stern von Rumänien«, Commandeur des königl. spanischen Isabellen-Ordens, des königl. serbischen St. Sava-Ordens und des kais. ottomanischen Meschidie-Ordens, gibt namens des Lehrkörpers und der tiefbetäubten Schüler der »Wiener Handels-Akademie« Nachricht von dem Dahinscheiden des Schülers im I. Jahrgange

Wilhelm G.,

der nach kurzem Leiden an der Handels-Akademie zu seinen Vorgängern versammelt ward.

Nach kurzem Leiden! Vor drei Wochen, als jene Nummer der Fackel, die den dritten Selbstmord an der Wiener Handelsakademie besprach, eben in die Hände der Leser gelangt war, sind wieder jammernde Eltern am Grabe der Hoffnung gestanden, die sie auf einen blühenden Sohn gesetzt hatten.' Nach wenigen Monaten — er besuchte den I. Jahrgang — hat der unglückliche Jüngling den Kampf um's Dasein an der Wiener Handelsakademie aufgegeben, einen Kampf, in dem die »Passendsten«, jene, die dem Regime Sonndorfer am besten sich anzupassen verstehen, im buchstäblichen Sinne die Überlebenden sind. Drei Kollegen hatte er binnen kurzer Frist in den Tod gehen sehen. Moriatur sequens! ...

Wenn aber angesichts der Selbstmordepidemie die an einer von 900 Zöglingen besuchten Lehranstalt ausgebrochen ist, niemand die Hände rührt; wenn kein Staatsanwalt in der Zeit der Kindermißhandlungsprozesse dafür Verständnis zeigt, daß jene, die Kinder durch Quälen so weit treiben, daß sie Hand an sich legen, nicht minder schuldig sind als die Entarteten, die Kinder morden; wenn sämtliche Tagesblätter in Wien stumm bleiben und wenn, da in einem Jahre der vierte Schüler der Handelsakademie sich erschöß, die meisten

von ihnen vermieden haben, in der kurzen Notiz über seinen Tod die Schule zu nennen, die er besucht hatte: das öffentliche Gewissen kann nicht still bleiben. Und wenn es zu schlagen begonnen hat, dann wird es auch zu treffen wissen.

Die Wiener Handelsakademie wird von ihrem titelreichen Leiter — ihrem Titulardirektor, der in Wahrheit ihr unumschränkter Regent ist — »unser erstes kommerzielles Institut« genannt. Und wahr ist es auch, daß dieses Institut nach bewährten kommerziellen Grundsätzen geleitet wird. Es ist ein ausgezeichnetes Geschäft, dessen Kundenkreis sich ständig vergrößert, und gegen das keine Konkurrenz aufkommen kann, weil es auf den Verschleiß des Einjährig—Freiwilligenrechtes für Kaufleute ein Monopol hat. So kann es den höchsten Preis für den erteilten Unterricht fordern und von Jahr zu Jahr steigende Überschüsse erzielen. Das Akademiegebäude steht nur mehr mit 100,000 Gulden, kaum dem fünften Teil seines Wertes, zu Buch und der Akademiefonds beträgt 418,000 Gulden. Die Unterstützungen, die für unbemittelte Schüler geleistet werden, damit der Schein aufrechterhalten werde, als die- ne das Institut auch öffentlichen Interessen, werden immer mehr mit fremdem Geld bezahlt, wie sich aus der folgenden Zusammenstellung ergibt:

1896	Zur Unterstützung mittelloser Schüler davon durch Sammlung bei den Schülern durch anderweitige Spenden	2055,45 Gulden 1141,89 Gulden 300 Gulden
1897	Zur Unterstützung mittelloser Schüler davon durch Sammlung bei den Schülern durch anderweitige Spenden	1867,65 Gulden 1089,78 Gulden 320 Gulden
1898	Zur Unterstützung mittelloser Schüler davon durch Sammlung bei den Schülern durch anderweitige Spenden	1602,40 Gulden 891,84 Gulden 140 Gulden
1899	Zur Unterstützung mittelloser Schüler davon durch Sammlung bei den Schülern durch anderweitige Spenden	1713,43 Gulden 852,27 Gulden 460 Gulden

Es wurden also von der Handelsakademie selbst für mittellose Schüler folgende Beiträge geleistet, die teils zu Unterstützungen in Barem, teils als Reisegelder, teils zur Anschaffung von Lehrbüchern und Schreibmaterialien dienten:

an Unterstützungen Gulden

1896 (Akademiefonds	397.856,12 Gulden)	613,56
1897	„ 403.419,64	„ 457,87
1898	„ 411.116,55	„ 570,56
1899	„ 418.088,15	„ 401,16

Man sieht, im Vergleich zur Wiener Handelsakademie ist etwa die Nordbahn oder die Creditanstalt ein Wohltätigkeitsunternehmen. Wenn aber die Handelsakademie ausschließlich von geschäftlichen Rücksichten geleitet wird, dann wird sie doch wenigstens ihren Kunden gute Ware, einen vortrefflichen Unterricht durch tüchtige Lehrer bieten? ... Es liegt nicht in meiner Absicht, hier in eine Kritik des Lehrplanes und des Lehrzwecks einzugehen. Nur

das pädagogische System, das im Königtum Sonndorfer befolgt wird, will ich erörtern.

Das Schülermaterial der Handelsakademie bedarf ganz besonders der Leitung durch tüchtige Pädagogen. Diese Schülerschar setzt sich zum größeren Teil aus Elementen zusammen, die im Gymnasium oder in der Realschule nicht weiterzukommen befürchten und sich deshalb widerwillig dem Kaufmannsberuf zuwenden; zum geringeren Teile aus solchen, die aus Neigung oder weil sie im väterlichen Geschäft eines ruhigen und behaglichen Plätzchens sicher sind, kaufmännische Studien betreiben. Diese wissen gar wohl und können es zum Überfluß von ihren Vätern hören, die mit Absolventen der Wiener Handelsakademie bereits traurige Erfahrungen gemacht haben, daß der Lehrstoff dieser Schule für ihre Zukunft zumeist überflüssiger Ballast ist und daß sie das eigentlich Notwendige sich später in der Geschäftspraxis anzueignen haben werden. Sie wissen, daß zur Aneignung der theoretischen Vorbildung, deren sie bedürfen, in Wahrheit zwei bis vier Monate genügen würden und daß sie nur um des Einjährigenrechtes willen drei Jahre absitzen müssen. Lieber sich unter ein hartes Schuljoch beugen als dreijähriges Kniebeugen unter der Fuchtel des Unteroffiziers. Eine Schülerschaft von solcher Zusammensetzung zeichnet sich begreiflicherweise nicht zunächst durch Wissbegierde und ernstes Pflichtgefühl aus. Und dadurch, daß sie infolge des hohen Schulgelds zum überwiegenden Teil aus den Söhnen vermögender Leute besteht, kann ihre geistige Artung sicherlich nicht verbessert werden. Großmannssucht und Leichtsinn müssen an der Wiener Handelsakademie verbreiteter sein als in jeder anderen Schule. Wer diese jungen Leute zu führen hat, wird verstehen müssen, ihren geringen Lerneifer zu stärken, indem er den Unterricht tunlichst anziehend gestaltet, und ihr Pflichtgefühl durch den Appell an ihr Ehrgefühl zu heben, einen Appell, der just bei jungen Leuten, die gern die Erwachsenen spielen möchten, selten vergeblich bleibt.

Wie aber Herr Sonndorfer und die ihm unterstehende Lehrerschaft ihre Aufgabe erfüllen, das werde ich das nächste mal zeigen. Dann dürften Väter, die nicht die Eitelkeit treibt, ihre Söhne mit Einjährigenstreifen sehen zu wollen, begreifen, um wie viel weniger der Druck des Soldatenlebens, der reiferen Menschen auferlegt wird, ihren Kindern zu schaden vermag, als das Joch des Herrn Sonndorfer. Sie werden erkennen, warum das Ehrgefühl, wenn es in Schülern der Wiener Handelsakademie sich kräftiger regt, diese bedauernden Knaben in den Tod treibt.

* * *

Die Pariser Reisestipendien des niederösterreichischen Gewerbevereins

Die kunstgewerbliche Abteilung des Gewerbevereines, die sich schon bei früheren Gelegenheiten als die tüchtigste und fortschrittlichste erwiesen hat, kam auf den dankenswerten Einfall, für geschickte Kunsthandwerker, denen ein Besuch der Pariser Weltausstellung wichtigen Lehrstoff bieten könnte, die aber zu dieser Reise nicht die Mittel besäßen, *sechs Stipendien* auszusprechen. Die Sache war bereits zum Entschluß gediehen, als die leitenden Persönlichkeiten des Gewerbevereines von diesem Vorhaben erfuhren. Und da es ihnen unpassend erschien, daß der große, enorm reiche Verein hinter einer kleinen Fraktion zurückstehen sollte, so vereinbarten sie in mehreren bewegten Sitzungen, daß im Namen des gesamten Gewerbevereines nunmehr

zehn Stipendien ausgeschrieben werden sollten, von denen freilich sechs die kunstgewerbliche Abteilung zu bezahlen hätte. Bei diesen Sitzungen waren die ursprünglich festgesetzten Summen bereits um einige hundert Kronen herabgedrückt worden; ein junger begabter Kunstindustrieller hatte — weil er für eine minder schmutzige Gebarung eintrat — ehrenrührige Vorwürfe erhoben, die ihn zum Austritt aus dem Gewerbeverein und zur Klageführung zwangen.

Kurz nachher erschien die Stipendien—Ausschreibung des niederösterreichischen Gewerbevereines in den Tagesblättern. Die Petenten wurden an das Sekretariat gewiesen und erhielten dort einen Zettel, der die näheren Bedingungen verlautbarte. »Der niederösterreichische Gewerbeverein«, hieß es dort, »schreibt aus dem der Abteilung für Kunstgewerbe zur Verfügung stehenden Fonds und aus Vereinsmitteln zehn Stipendien von je 700 Kronen zum Besuche der Weltausstellung in Paris 1900 für Angehörige des Gewerbe—, beziehungsweise des Kunstgewerbebestandes aus.« Die Bewerber müßten nicht nur nachweisen, daß sie »in praktischer Verwendung stehen«, sondern es müsse »ihre bisherige Verwendung *eine solche gewesen sein, daß sich von der beabsichtigten Studienreise ein entsprechender Erfolg erhoffen läßt.*« Sie »müssen Angehörige der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder« sein. Unter diesen »haben Niederöreicher und bei gleicher Eignung diejenigen, welche Kenntnisse der französischen Sprache haben, den Vorzug.« (Welch' mühsame Auswahl, um schließlich doch zu den Söhnen der Juroren zu gelangen!) »Bei der Verleihung werden ferner die verschiedenen Hauptrichtungen des Gewerbes und Kunstgewerbes tunlichst berücksichtigt werden.« »*Der Nachweis der fachlichen Befähigung* kann sowohl durch Zeugnisse als auch durch Vorlage von bisherigen Entwürfen oder Namhaftmachung von bestimmten selbstständigen Arbeiten, welche die Bewerber bisher ausgeführt haben, erfolgen.«

Der Effekt dieser Ausschreibung war ein ansehnlicher. Jeder Gewerbetreibende, der auf irgend welche Erfolge hinweisen konnte, sandte sein Gesuch mit allen möglichen Zeugnissen und Belegen ein. Jeden Augenblick klopfte es an der Tür des Vereinssekretariats in der Eschenbachgasse Nr. 11, und ein armer Handwerker trat mit schüchternen Miene herein und bat um die »Bedingungen«. Über zweihundert Gesuche liefen ein, darunter auch solche von wirklich tüchtigen, ja im Ausland schon berühmten österreichischen Kunsthandwerkern.

Aber der niederösterreichische Gewerbeverein hat die armen Petenten schnöde zum Besten gehalten.

Nicht ein einziger von all den verdienstvollen Handwerkern erhielt ein Stipendium. Die Summen flossen in die Taschen der Juroren! Diese Herren, sämtlich Chefs großer Wiener Etablissements, trugen Bedenken, die paar Hundert Kronen dem Verdienste zuzuführen. *Ihren eigenen Söhnen und Zeichnern*, denen sie sonst das Reisegeld aus der eigenen Tasche hätten zahlen müssen, wiesen sie die Stipendien zu. Und die jungen Hausherrensöhne, die zwar gewöhnt sind, im »Zeugl« zu fahren, die aber niemals um das Gewerbe sich verdient gemacht haben, werden also auch die zehnmal 700 Kronen des Gewerbevereines in Paris verjuxen!

Die Namen der hoffnungsvollen Stipendisten seien hier zu ewigem Andenken aufgezeichnet.

Das Jurymitglied *Franke*, Chef der bekannten Ledergalanterie—Firma, gab das Stipendium seinem Sohn.

Der Juror *Richter*, Chef der bekannten Bronzeware— und Beleuchtungsfirma D. Hollenbach's Neffen, gab das Stipendium seinem Sohn.

Der Juror *Panigl*, sogenannter Bildhauer (Verfertiger von Schablonenstukkaturen für Bauten), Hausbesitzer, Besitzer einer schönen Villa in Petersdorf, bereits bekannt durch jene skandalöse Unterbietung beim Burgbau, gab das Stipendium seinem Sohn, einem unbedeutenden jungen Menschen, trotzdem der bedeutendste Holzbildhauer Wiens, Franz *Zelezny*, in die engere Konkurrenz gezogen war. Dieser Fall verdient noch eingehendere Beachtung.

Herr *Pollak*, Chef der Lederfirma Pollak und Joppich, erklärte vor Beginn der Jurysitzung, er könne an der Entscheidung nicht teilnehmen, weil sein Sohn eingereicht hätte. Sprach's und entsandte einen Freund in die Jury, der Pollaks Sohn den Preis gab.

Herr Leopold *Müller*, Chef der großen Möbelfirma J. W. Müller, gab in Ermanglung eines Sohnes das Stipendium seinem Zeichner F. *Moro*. Dieses Urteil hat wenigstens darin eine Berechtigung, daß Moro tatsächlich ein talentierter Möbelzeichner ist.

Herr Alexander *Albert*, k. u. k. Hof—Möbeltischler, gab das Stipendium seinem Zeichner *Kathreiner*.

Außerdem erhielten Stipendien die Herren *Rogenhofer*, gleichfalls Sohn eines Hausbesitzers und Gewerbevereinsmitgliedes (zufällig nicht in der Jury), *Schellings*, Sohn eines wohlhabenden Tapezierers, dann *Umlauf*, Juwelier, und *Janitschek*, Schlosser. Die Gründe der Bevorzugung der zuletzt Genannten sind mir nicht bekannt.

Es wäre Unrecht, zu verschweigen, daß nicht alle Teilnehmer der Jurysitzungen diesem Gebahren ruhig zusahen. Herr Carl Bamberger äußerte wiederholt seine Bedenken und Herr Bernhard Ludwig drohte, im Verwaltungsrat das Vorgehen der Jury streng zu rügen. Aber die Verlockung, 700 Kronen am eigenen Beutel zu ersparen, war zu groß und so kam dennoch dieser ungeheuerliche Urteilsspruch zustande, diese gegenseitige Händewaschung ohne Gleichen. Ein Juror, der seinem eigenen Sohne wohl will, kann doch dem des Mitjurors nichts verweigern!

Einige hübsche Details seien noch hinzugefügt. Es hatten etwa zehn Bildhauer eingereicht, die Gesuche des Herrn Panigl jun. und des Franz *Zelezny* wurden zur engeren Wahl herausgesucht. Die künstlerischen Verdienste *Zelezny*'s hätten die Jury nicht gerührt. Aber die Herren brauchen ihn. Fast jede bessere Wohnungseinrichtung der letzten Jahre hat zur Ausführung der Schnitzarbeiten dieses Künstlers bedurft. Der bekannte Engelhart'sche Kamin mit den Figuren Adams und Evas, das schöne Rosenzimmer aus der letzten Winterausstellung usw. rühren von ihm her; der Kaiser, Nik. Dumba und andere Kunstmäzene haben viele seiner Arbeiten angekauft. Da aber Herr Panigl von seinem Sohne nicht lassen wollte, und da Herr Panigl ob seines schönen Bartes, seiner Heurigenrednergabe und seines Geldes in der Gilde viel gilt, so beschloß man, zwischen den beiden Petenten zu losen. Als man dem Künstler (*Zelezny*) dies hinterbrachte, wollte er sein Gesuch zurückziehen. »Ich bin mir zu gut für a Lotterieg'spiel« meinte er, und glaubte auf seine Verdienste pochen zu können. Die Auslosung unterblieb, und der Sohn des Herrn Panigl erhielt das Stipendium ...

* * *

Der Ausschuß des »*Socialwissenschaftlichen Bildungsvereines*« sendet mir folgende Berichtigung einer in Nr. 35 enthaltenen Zuschrift:

»Ersucht vom Obmannstellvertreter des Vereines, Dr. Karl *Renner*, einen Vortrag zu halten, hat Herr Professor v. *Philippovich* dies mit Rücksicht auf den damals unmittelbar bevorstehenden

Zusammentritt des niederösterreichischen Landtages und seine Berufstätigkeit für die nächste Zeit abgelehnt, uns jedoch freigestellt, uns im Laufe des Jahres wieder betreffs eines Vortrages an ihn zu wenden. Damit entfallen alle an die augenblickliche Ablehnung des Herrn Professor v. Philippovich geknüpften Folgerungen.«

Unser Preßgesetz wirkt, wie's eben alle schlechten Gesetze tun: es verleitet da zur Übertretung, dort zum Mißbrauch. Und der Versuchung zu beiden können auf die Dauer auch ehrenhafte Persönlichkeiten nicht widerstehen. Der Bedenken, die ihnen dabei auftauchen mögen, entschlagen sie sich um des vermeintlich guten Zweckes willen. Der Ausschuß des sozialwissenschaftlichen Bildungsvereines befürchtet von einer wahrheitsgetreuen Darstellung des Gespräches, das sein Obmannstellvertreter mit Professor v. Philippovich geführt hat, eine Schädigung des Vereines; er zwingt mir also eine formell korrekte Berichtigung auf, die den Anschein erwecken soll, als seien die Mitteilungen, die mein Gewährsmann unter Ehrenwort aufrechthält, gänzlich aus der Luft gegriffen. Das sind sie aber auf keinen Fall. Herr Dr. *Renner selbst* ließ mir durch einen gemeinsamen Bekannten mitteilen, daß im Laufe jenes Gespräches von Juden und Ariern allerdings die Rede gewesen sei. Er habe die Äußerung getan, der Verein zähle zu wenig christliche Mitglieder und wünsche solche durch Vorträge von Männern wie Professor Philippovich heranzuziehen; worauf der Professor geantwortet habe, das nütze nichts, die kämen auch so nicht. Ich weiß nicht, ob diese Version oder eine der zwei weiteren, die mir aus dem Ausschuß des Vereines berichtet wurden, die zutreffende ist. Und schließlich ist das für mich auch gleichgültig. Einer Berichtigung gegenüber einen gerichtlichen Wahrheitsbeweis zu führen, erlaubt ja das Gesetz nicht. Damit, daß unsre ganze Gesetzlichkeit bloßer Formalismus ist, müssen wir uns eben abfinden. Der Ausschuß des sozialwissenschaftlichen Bildungsvereines brauchte mich nicht erst auf zarte Weise daran zu gemahnen, indem er sich bei der Zuschrift an mich eines Briefbogens bediente, der den Stempel »Abgeordnetenhaus« trägt ...

Doch mir handelt es sich nicht um den Verein, dessen jugendliche Mitglieder offenbar viel mehr schwatzen, als sie nachher verantworten können, sondern um den *Politiker* Professor v. Philippovich. Als politische Erscheinung erinnert Philippovich an den Mann, auf den ein Überschätzer seiner Fähigkeiten einmal das Wort angewendet hat, er habe eine große Zukunft hinter sich. Aber ach, Ernst v. *Plener* hat diese große Zukunft nie *vor* sich gehabt. Gleich ihm ist Philippovich ein ehrenhafter Mann von vornehmer Bildung und vornehmer Wesen. Gleich ihm hat er sich nur allzugern glauben machen lassen, daß er durch solche Eigenschaften zum Politiker berufen sei, da nirgends ein Beispiel echter politischer Führerbegabung ihn durch einen Vergleich abschreckt. Und wenn Philippovich heute offenbar einen Ministerposten anstrebt, so mag er, wie einst Plener, der Meinung sein, daß er durch die eigene Karriere unser gebildetes Bürgertum zum Erfolge führe.

Noch ist Philippovich weit von der Höhe, von der Plener, als er sie kaum erklommen hatte, jäh herabstürzte, das liberale deutsche Bürgertum in seinem Falle mit sich reißen. Je tiefer seit der Zeit, in der Plener emporkam, der Standard unsres politischen Lebens gesunken ist, desto unschöner sind die Kniffe, ohne die, wie es scheint, Männer, die eben keine wahren Politiker sind, nicht emporzukommen glauben. Als eine Reihe von Kniffen erscheinen mir aber die wechselnden Stadien, die die Haltung des Professors v. Philippovich gegenüber der Judenfrage durchgemacht hat. Als er in das politische Leben eintrat, tat er's mit dem Wunsche und in der Hoffnung, die tüchtigen

Kräfte der Christlichsozialen und der liberalen Partei um sich sammeln zu können. Er begriff damals wohl, daß die liberale Partei, wenn ihr auch die Mehrzahl der Mandate genommen war, doch die mächtigere und darum zumeist zu bekämpfen sei. Und er war so sehr beflissen, keinen Bundesgenossen, der in diesem Kampfe aus dem christlichsozialen, mehr noch aus dem deutschnationalen Lager zu ihm stoßen konnte, abzuschrecken, daß er in dem Programm seiner eigenen, der sozialpolitischen Partei jede Äußerung über die Judenfrage vermieden wissen wollte. In seiner ersten Rede im Landtag beglückwünschte er denn auch die christlichsoziale Partei zu ihrem Erfolge gegenüber dem Wiener Liberalismus. Aber was geschah? Aus der Vereinigung der besten Männer der feindlichen Parteien ward nichts; die Durchführung dieses einfachen, im Grunde in jeder schwierigen Situation richtigen Gedankens glückt eben nur den größten Politikern. Bei der Reichsratswahl im 9. Bezirk stellten Christlichsoziale und Deutschnationale Herrn Professor v. Philippovich seinen Schüler Dr. Weiskirchner gegenüber, während die gekränkten Juden zumeist für Herrn Wrabetz stimmten. Wenn damals Philippovich, wie er's nach den Behauptungen seiner Freunde beabsichtigte, sich aus dem politischen Leben zurückgezogen hätte, so hätte man ihm Anerkennung zollen müssen als einem Mann, der rechtzeitig in einem Gebiete, in dem ja sein Lebenszweck nicht liegt, den Abstand zwischen seinem Wollen und Können erkannt hat.

Aber nach kurzer Schmollzeit hat Prof. v. Philippovich mit erhöhtem Eifer sich der Politik gewidmet. Und siehe da! Die Judenfrage steht jetzt im Mittelpunkt seines Interesses. Er, der früher die besseren Männer der liberalen Partei schroff bekämpft hat, verbündet sich jetzt mit dem faulenden Parteirest. Und da er einen Wettstreit mit einem Politiker vom Zuschnitt Dr. Luegers nicht aufzunehmen vermag, konkurriert er jetzt mit Herrn Schneider. Ist es aber nicht ein gröblicher und unwürdiger Ulk, wenn der Universitätsprofessor den Antrag des verstörten Mannes, daß die Juden während der Ostern unter Polizeiaufsicht zu stellen seien, durch die Aufforderung an die Regierung wettmacht, sie solle die Verbreiter des Blutritualmärchens auf das schärfste beaufsichtigen? Prof. v. Philippovich ist ja durchaus nicht der Urwienener, der allem gegenüber, was ihn ärgert, instinktiv ausruft: »Und so was erlaubt die Polizei!« Er wüßte übrigens auch gar nicht zu sagen, was denn die Polizei tun solle. Sie kann ja unmöglich jede Versammlung, in der etwa vom Blutritual gesprochen werden könnte, schon vorher auflösen. Sie kann aber auch über die Gläubigen des Ritualmordmärchens beim besten Willen keine Präventivhaft verhängen. Denn diese Gläubigen sind mangels aller äußeren Merkmale schwer aufzufinden. Und daß man etwa vorsichtsweise jeden Staatsbürger, bei dem der Verdacht, er sei Antisemit, nicht von vornherein ausgeschlossen ist, in's Gefängnis stecke, kann ja Herr v. Philippovich nicht ernstlich verlangen ... Aber er hat jedenfalls nichts weiter als den Juden beweisen wollen, wie sehr sie ihm vormals Unrecht getan haben. Und es soll in Wien Juden geben, die ihm dafür danken, daß sie aus Anlaß jener Interpellation authentisch erfahren haben, daß Herr v. Koerber und Graf Kielmansegg nicht an das Ritualmordgesetz glauben oder doch wenigstens den Juden nicht zumuten, daß sie Gesetze besser halten, als es österreichische Minister tun. Ist aber Prof. Philippovich nicht errötet, als ein Statthalter, der unter drei §—14—Regierungen gedient hat, ihm, dem Rechtsgelehrten eröffnete, »daß der Präventivtätigkeit der Polizeibehörde im Rahmen unsrer verfassungsmäßig gewährleisteten Institutionen ganz bestimmte gesetzliche Grenzen gezogen sind«?

Höhepunkt der Parteiverblödung in Österreich

Ein trunkener Wegelagerer hat auf zwei Passanten geschossen.

Das '*Deutsche Volksblatt*' schreibt: Die Tat ist auf jene systematische Hetze gegen die herrschende Partei und ihre Führer zurückzuführen, die in *sozialdemokratischen Versammlungen* seit Monaten in der gehässigsten Form betrieben wird. Josef Kakuschka—Kohn war überzeugter *Sozialdemokrat*, er ging mit Vorliebe mit einer *roten Krawatte* geschmückt und war ein eifriger Besucher der Versammlungen der *Judensozialdemokraten*. Ostentativ pflegte er sich als Sozialdemokrat zu bezeichnen. — — — Daß er erst jetzt, wo in unserer *Judenpresse* und in den *sozialdemokratischen Versammlungen* der Haß gegen die antisemitischen Führer in der unerhörtesten Weise künstlich gezüchtet wird, zum Revolver griff, das gibt diesem Falle sein besonderes Kolorit und eine Bedeutung, die weit über den Rahmen einer gewöhnlichen Mordtat hinausreicht. — — — Kohn, der oft eine *rote Krawatte* trug und mit einer gewissen Absichtlichkeit betonte, daß er *Sozialdemokrat* sei, hat wiederholt in Gasthäusern ausgerufen: 'Ich bin ein Sozi, von mir werd's schon was hören. Der Lueger wird mich noch kennen lernen!' Von anderer Seite erfahren wir: Kohn war ein Mitglied der Wiener *Sozialistenpartei*. — — — Als er die gedachte Sozialistenversammlung besuchte, war er mit einem Stricke umgürtet, und an diesem Stricke war ein Karabiner mit einem mächtigen Bund von Schlüsseln und einer Blendlaterne befestigt. In der Tasche hatte er die nie fehlende Branntweinflasche und den Revolver. Die moderne Ausrüstung eines *Sozialisten* der Tat, wie er es war, besteht also nicht nur in Revolver und Branntweinflasche, es kommen da noch, als Existenzbehelfe wahrscheinlich, sehr bezeichnenderweise die Blendlaterne und der Schlüsselbund hinzu.

Die '*Arbeiter Zeitung*' schreibt: Kakuschka—Kohn zeigte sich bei jeder Gelegenheit demonstrativ mit allen Kennzeichen der schwarz—gelben *Christlichsozialen*. Auch bei der letzten *Fronleichnamsprozession* in Gersthof lief er natürlich mit. Man sah ihn dort mit der weißen Nelke im Knopfloch und an der Brust die *Jubiläumsmedaille*, die Leute in Zivilkleidung nur dann tragen, wenn sie *schwarz—gelbe Gesinnung* besonders zeigen wollen. — — — Daß er als *Christlichsozialer* ein großer *Judenfresser* war, ist selbstverständlich. Von anderer Seite erfahren wir, daß Kakuschka—Kohn dem *Militärveteranenverein Hoch— und Deutschmeister seit Jahren angehört*. — — — In seinem Zimmer hängen nicht weniger als *vier große Heiligenbilder*, außerdem steht noch auf einem Schubladekasten eine *Marienstatuette* unter einem Glassturz. Er ist ein *eifriger Förderer der Bestrebungen Luegers* und ging öfter mit seinen Kindern in die *Kirche*. — — — Jedenfalls steht fest, daß Kakuschka kein Sozialdemokrat, sondern ein *Christlichsozialer* war.

Italienische Reise eines Wiener Journalisten

(Aus einem Feuilleton Heinrich Glogau's in der 'Wiener Allgemeinen Zeitung'.)

»Der Verkehr zur blauen Grotte wird durch Schiffe des *Norddeutschen Lloyd* vermittelt, welcher sich mit der italienischen Konkurrenz im Kartellwege abgefunden hat, — — — schneidige Bremer

Kapitäne — — — seetüchtige deutsche Matrosen — — — (siehe In-
serat).«

»Die italienischen *Eisenbahnen* haben trotz der Wintermisere
große Mehreinnahmen zu verzeichnen.« (Siehe Freikarte.)

Rauschen des Meers *gratis*.

» — — — Der unwiderstehliche Zauber, den das herrliche Italien
auf *deutsche* Gemüter ausübt, hat sich nicht vermindert — — — «



Das Speidel—Bankett

Sie haben ihn herumgekriegt. Und am Ende ließ er sich gerne herum-
kriegen. Die Knorrigkeit des Stils hat ja bei dem Manne nicht immer die Fest-
tigkeit des Charakters bedingt. Da aber ein Geburtstag nicht gerade die Ab-
stattung von Unhöflichkeiten erfordert, haben die Besonnenen sich damit be-
gnügen dürfen, den feinen Schreibkünstler zu begrüßen. Wie ich über das
langjährige kunstrichterliche Walten Speidel's denke, habe ich oft genug klipp
und klar ausgesprochen. Wenn sich das »kritische Gewissen Wiens«, das eben
in unzähligen Feuilletons und Toasten angehimmelt wurde und das auch Herr
Schlenther beweglich apostrophiert hat, manchmal am Stammtisch eines
Bierhauses ersäufen ließ, so mag das ja vielleicht dem jetzigen Direktor des
Burgtheaters nicht unsympathisch sein; — andere haben es oft und oft be-
klagt.

Dieser putzige Herr Schlenther, der sich jetzt gemächlich in die Gunst
der »Concordia«—Sippe einzuleben beginnt, ist doch unerschöpflich an sinni-
gen Bezeichnungen. Zuerst nannte er sich den »Horatio des Burgtheaters«,
beim Speidel—Bankett führte er sich als den »Benjamin der Concordia« ein.
Herr Spiegel ist dann offenbar der Joseph; aber von Potiphar und einem ab-
handen gekommenen Mantel war dennoch nicht die Rede. Ich selbst habe
einst Herrn Schlenther, der ja nach Wien mit literarischen Ambitionen kam,
einen »Doppelliteraten« genannt; er hat seither — die Kellner vom Löwenbräu
sind Zeugen — nichts getan, um mich zu desavouieren. Und so kommt er ja
schließlich dem Verständnisse der Speidel'schen Eigenart immer näher. Wie
lange hat es gedauert, bis Herr Burckhardt, der die unerträgliche Monotonie
des Speidel'schen Hasses zu ertragen hatte, des *trockenen* Tons endlich satt
wurde!

Ein Präger feiner Worte, ein Meißler reiner Sätze, — solches Lob wollte
niemand Herrn Speidel an seinem Jubeltage vorenthalten; daß er in dreißig-
jährigem Zusammenleben mit dem ärgsten journalistischen Geschmeiße den
Anschluß an die deutsche Sprachkunst nicht verlor, kann nicht oft genug be-
tont werden. Was aber ist die Summe dieses literarischen Lebens? Eine schö-
ne Inhaltsangabe ... Es ist dreiste Festtagslüge, Herrn Speidel einen Wächter
des Wiener Kunstgeschmacks zu nennen, ihn, der nie Damm, stets Dulder der
unersättlichen Wiener Kunstkorruption war. An dem Tage, da der Allgewalti-
ge sich nach jahrelangem Greinen bierduselig zum Theaterverderber Burck-
hardt bekehrte, und später, da er an ein Jambenstück des Herrn Ebermann
frohe Hoffnungen für Österreich knüpfte, hätte das Wiener Publikum seine In-
dolenz nicht mit dem Respekt vor einem launischen Schönschreiber bemän-

teln dürfen. Wann hat sich die Kunst durch ihn »gefördert« fühlen müssen? Wofür sollte ihm das Burgtheater »dankbar« sein? Höchstens dafür, daß der kritische Seher Talente wie die Wolter, Zerline Gabillon, wie Baumeister und Mitterwurzer, die er in früheren Zeiten arg verschimpfte, nicht zu entmutigen vermocht hat. Daß ihm's bei der armen Wessely so gründlich gelungen ist, dafür mag das »kritische Gewissen Wiens« bis auf Weiteres unruhig schlafen

Herr Rudolf Lothar, der kürzlich im Huldigungsreigen nicht fehlen durfte, druckte in der 'Wage' ein altes Feuilleton Speidels über die 'Jüdin von Toledo' ab. Lothar ist nicht boshaft, nur übereifrig. Die Kritik einer Leistung Mitterwurzers klingt dort fast wie ein wohlgemeinter Rat, ehestens der Theaterkarriere Valet zu sagen. Dafür erntet Herr Hartmann — der später von Speidel mit allen Schikanen niederer Gehässigkeit, deren Quellen bekannt sind, Verfolgte — das höchste Lob. Burgtheaterkritik hat Speidel nie, Burgtheaterpolitik freilich geistreicher und geschmeidiger als die anderen betrieben.

Ferne liegt mir die pedantische Absicht, Individualitäten eine Statistik für Gesinnungswechsel vorzuhalten. Künstlerische Wandlungsfähigkeit ist noch keine Lumperei, und die der Sünden Maienblüte beherzt abstreifen und sich neuer Erkenntnis rühmen können, sind wahrhaftig beneidenswerter, als die langweiligen Unentwegten. Speidels Natur reiht sich in keine der beiden Kategorien. Seine Wandlungen haben freilich immer noch bessere Motive als die seines heutigen Anbeters Hermann Bahr, der sich denn doch an das Urteil erinnern sollte, das er schon als erwachsener Mensch in seiner 'Kritik der Moderne' über Speidel gefällt hat.

Herr Bahr lügt heute anders. Seine journalistischen Freunde aber mußten nicht erst einen Canossagang zu Speidel's Rücken unternehmen. Das Wettkriechen, das in diesen Tagen veranstaltet ward, fand seinen solennen Abschluß in dem Bankett, das die 'Neue Freie Presse' zu Ehren Speidels gab. Die erlesensten Geister waren zugezogen worden, und schließlich hat es — meine ursprüngliche Prophezeiung ist eingetroffen — auch an dem gewohnten Tischgesang nicht gefehlt. Girardi, der sich noch immer zu »Concordia« — zwecken mißbrauchen läßt, trug — wer errät es nicht? — ein Bänkel von Julius Bauer vor. Ich fürchte, daß es da einmal zu unliebsamen Verwechslungen kommen wird. Es wäre fatal, wenn der arme Girardi zum Geburtstag eines alten Stilkünstlers Verse über die Verlobung der Tochter eines alten Finanzkünstlers zum besten gegeben hätte. Speidel unterdrückte die süddeutschen Instinkte und ließ Herrn Julius Bauer und seinen mehr nach Pressburg weisenden Humor über sich ergehen. Oder fühlt sich der »Schwab« in solcher Sphäre wohl? Kann dreißigjährige Mitarbeit an dem Lebenswerk der Bacher und Benedikt auch den deutschesten Mann mürbe machen? Fast möchte man's glauben. Der berühmte J. Herzog durfte mit den Allüren sichtlicher Intimität in seinem Montagsblatte den Jubilar feiern, er, der sich mehr durch die Annahme der schmutzigsten Pauschalien als durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig Speidel einen Namen gemacht hat. Daß Speidel nie eine kritische Natur gewesen, erhellt nicht erst aus solchem Umgang; aber die ästhetische Unempfindlichkeit in privaten Dingen muß an dem kultivierten Schriftsteller verblüffen.

Hat er nicht wenigstens im Bankettsaal die Schmach gemerkt, die den besten Geist Wiens den abgefeimtesten Druckschwärzern gesellte? Ein Ehrenplatz zwischen zwei Stempeldefraudanten — ich kann mir nicht denken, daß Speidel kein anderes Ziel seinem dreißigjährigen Schaffen gewünscht haben soll. War er nicht enttäuscht, daß man ihm als vis—à—vis Herrn Spiegel an die Tafel setzte? Aber vielleicht hat ihn der Toast dieses einen Gratulanten mit all dem feierlichen Schwachsinn versöhnt, den an diesem Abend die »kin-

dische Großmannssucht der Kleinen«, wie Herr Professor Sueß sagte, hervor- gebracht hat Wann Sueß die Herren Becher und Benedikt aufforderte, dem Sprachenstreit ein Ende zu machen, wenn Herr Frydman vom 'Fremdenblatt' an Speidel die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, der konfuse Herr Stein aus Bern seine Konsequenz rühmte und den Jubilar einen »Professor von Got- tes Gnaden« nannte, so mag Speidel lange nicht so viel gelacht haben als bei den Worten des Präsidenten der »Concordia«, der, ohne einen Zeitpunkt nä- her anzugeben, versicherte, daß er, *seitdem er überhaupt lesen könne*, Spei- del beneidet habe. Ihm nachzustreben, sei »unser aller höchstes Ziel, das aber keiner von *uns* erreichen wird«. Wie brennend muß der stilistische Ehr- geiz eines ehemaligen Fremdenführers sein, der in seinem Leben keine Zeile noch geschrieben hat! Und auch über die Schlagfertigkeit und Prägnanz sei- ner Rede mochte man billig staunen. Wie geistreich war z. B. das Bedauern angebracht, daß in den vielen Speidel—Feuilletons schon »alles *erschöpft*« wurde, »was über den *Unerschöpflichen* zu sagen« sei!

Freilich, der »Gipfelpunkt der Heiterkeit«, der »Höhepunkt der Festess- timmung« ward erst erreicht, als Herr Bauer mit seinem Bänkel daran kam. Die Speidel—Feier verwandelte sich im Nu in eine Bauer—Feier, die Herren von der 'Neuen Freien' konstatierten alsbald, daß Herr Bauer, vor dem doch jeder Börsenclown den Vortritt in die literarische Unsterblichkeit hat, der »witzigste Mann von Wien« sei, und Ludwig Speidel konnte trübe sinnend ge- wahr werden, wie er nicht nur sein Leben lang für die Zwecke der Händler gearbeitet hat, sondern wie sie selbst seinen Festtag zur Verbesserung des schadhafte Rufes aller möglichen größeren und kleineren Firmen benützten.

* * *

Neue Freie Physik

Ich habe ihr Wesen in Nr. 36 an einigen drastischen Beispielen erläu- tert, und heute bin ich in der Lage, von einer neuen Erkenntnis zu berichten, um die sie bereichert wurde. Während man nämlich bisher annahm, daß eine »Kalorie« die Wärmeeinheit bedeute, erfahren wir aus dem Leitartikel vom 14. April, daß diese Theorie längst zum altem Eisen geworfen ist. Dort hat nämlich ein Forscher den folgenden Satz niedergeschrieben: »Wie im Reiche der Natur kein Atom der Materie und keine *Kalorie der Kraft* verloren geht, so verliert sich von dem einstigen kulturellen Besitzstand der Völker nur schwer- lich ein wesentlicher Teil in den Stürmen der Zeit.«

* * *

Neue Freie Arithmetik

In der Osternummer heißt es in dem Bericht über die Pariser Weltaus- stellung, daß die große Kaskade in jeder Sekunde 1900 Liter Wasser brau- chen wird, — »*das sind 4 ½ Millionen in der Stunde*«. Bisher haben die Volks- schüler in einem solchen Falle immer noch 6,840.000 Liter herausgebracht. Ein Leser fragt bei mir an, ob die 'Neue Freie Presse', bei Besprechung von Bilanzen u. dgl. auch so schlecht rechnet. Gewiß; denn da kommt ihr in der Regel zu viel heraus.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Neugierig. Wer der »Biograph« EISENBERG ist, der auch, wie, in den Blättern zu lesen war, Speidel zu seinem 70. Geburtstag gratuliert hat? Das ist der berühmte Mann, nach dem die Igelgasse im vierten Bezirk — Johann—Strauß—Gasse benannt ist.

Herrn Schnüfferl. In der letzten Nummer der 'Sonn— und Montagszeitung' flegeln Sie den alten Bernhard BAUMEISTER an, weil er in seinem Gratulationsschreiben an Speidel von dessen siebzig Jahren als einer »JUDENZAHL« gesprochen hat. Da sind Sie ganz überflüssiger Weise nervös geworden. Daß Sieben und alle Siebenerzahlen den Juden heilig waren, darüber hätten Sie sich leicht von Ihrem Brotherrn Alexander Scharf, dem zwar JEDE Zahl heilig ist, belehren lassen können. Daß Baumeister ein Antisemit ist, läßt sich aus seiner Bemerkung über Speidels Alter nicht schließen; daß er es nach Lektüre der 'Sonn— und Montagszeitung' werden könnte, ist mit mehr Recht zu vermuten. Ob er mit Herrn Dr. Lueger im Rathaukeller Bruderschaft getrunken hat oder nicht, geht Sie gar nichts an. WENN er's getan hat, so bot dies gewiß einen natürlicheren Anblick, als wenn ein Mann wie Baumeister das Tanzfest korrupter Schmöcke besucht und mit IHNEN im »Künstlerzimmer« Bruderschaft getrunken hätte.

Einer besorgten Mutter. Ich glaube, daß gegenüber den sinnigen Feuilletons und Dramen des Herrn Theodor HERZL, die sich immer mehr als ein literarischer Mißbrauch von Kindern unter 14 Jahren qualifizieren, nichts helfen wird, als die gesetzliche Festsetzung einer bestimmten Altersgrenze. Erst bis die Kinder »süße Mädeln« geworden sind, würden sie für die Zwecke des geistigen Wien freigegeben werden.

Herrn Ludwig Bauer, Satiriker der 'Neuen Freien Presse'. Es geht doch nicht! Gerade, weil wir uns persönlich kennen und weil ich Sie nicht für unbegabte halte, muß ich Ihnen das rückhaltlos sagen. Nach den »Ostereiern«, die Sie letzthin gelegt, rate ich Ihnen dringendst, die Absicht, Daniel Spitzer zu ersetzen, nunmehr definitiv aufzugeben. Zwingen läßt sich das nicht, und als Verleger der 'Demolirten Literatur' dürfen Sie mir weiter die Schande nicht antun. Mit schlechter Satire ist die 'Neue Freie Presse' seit Langem versorgt. Noch wirkt ja in unverminderter Frische st—g, unter dessen humoristischen Versuchen sich ohnehin das Publikum krümmt und windet, noch liefert ja des Sonntags Herr Dörmann pünktlich sein Entrefilet de boeuf. Man hat den Leser um den Betrag des Zeitungsstempels betrogen, und nun soll er zum Schaden den seichten Spott haben?

Herrn Dr. O. F. Eirich, Advokat und Agent, Verfasser des Stückes »Ein gutes Geschäft oder Profitängste«. Nein, das geht nicht. Von Offenbachs Operetten dürfen Sie keine Prozente nehmen; die sind ja doch schon seit 1890 frei! Teilen Sie das nur, bitte, beispielsweise der Direktion des Jantsch—Theaters mit, von der Sie für die Aufführung von Offenbachs Werken fünf Prozent verlangen. Ihr Verhältnis zu Autoren und Direktoren interessiert mich sehr. Sie müssen in Hinkunft die Ihnen ausgelieferten Dramatiker wenigstens immer genau von der Zahl der Aufführungen ihrer Stücke unterrichten. Daß mir ein solches telefonisches Gespräch zwischen Ihnen und einem Autor, wie es neulich geführt ward, nicht wieder vorkommt! AUTOR, der in einem polnischen

Blatte eine günstige Kritik der Aufführung seines Stückes in Krakau gelesen hat: »Herr Doktor, ist mein Stück nicht ins Polnische übersetzt?« SIE: »Nein!«
AUTOR: »Aber es ist doch in Krakau aufgeführt worden?« SIE: »So?« AUTOR:
»Hat es gefallen?« SIE: »Ja!«

»Knopflochschmerzen.« Besten Dank. Nichts als eine authentische Mitteilung, die ich erhielt.

H. S. 2000. Sehr willkommen.

Für die mir anlässlich der Vollendung des ersten Jahrganges der 'Fackel' übersandten Glückwünsche sage ich herzlichen Dank.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

